

Sonntagsruhe

Unterhaltungsbeilage zum Teltower Kreisblatt

Nr. 50

Sonnabend, den 17. Dezember

1932

Mois Lampe, der Gelegenheitsdichter

Von Egon S. Straßburger

Eigentlich hieß er gar nicht Moïs Lampe; so prüfaisch war sein Name nicht. In Wirklichkeit hieß er Werner Griesebach und war seines Zeiches Student. Er stand im achten Semester und studierte Philosophie und Germanistik. Er war hübsch, stattlich, und sein Neußeres ließ eher auf einen Sportsmann schließen als auf einen zukünftigen Gelehrten. Von Hause aus war er unbemittelt, und schwer nur ermöglichte er sein Studium. In ganz hervorragendem Maße besaß er eine Begabung; er konnte vorzügliche Gelegenheitsgedichte machen. Schon als Schüler verfertigte er für festliche Gelegenheiten die besten Verse; keine Trauung, keine Taufe, kein Verlöbniß, kein Geburtstag wurde gefeiert, an dem er sich etwa nicht dichterisch betätigt hätte. Die Kommerzzeitung anlässlich des Abiturientenexamens war so glänzend gelungen, daß selbst sein Direktor behauptete: „Der Griesebach hat wie kein anderer das Zeug zu einem großen Dichter in sich.“

Doch darin war Werner Griesebach sonderbar: je mehr die Umwelt die Kinder seiner Gelegenheitsmuse lobte, um so weniger erfreute ihn diese Anerkennung; sein Ehrgeiz ging höher; wenn seine Freunde sich wunderten, daß er in so wegwerfendem Tone von seinen wirklich reizenden Gedichten sprach, meinte er bitter: „Es ist doch geradezu lächerlich, daß ihr an diesem Rohl Gefallen finden könnt! Best vielmehr meine lyrischen Gedichte, lest mein neues Drama! Dann werdet ihr mir sicherlich Recht geben.“

Leider aber fand er hierbei nicht das nötige Echo. Und Onkel Emil, der große „Kunstkenner“, erklärte eines Tages: „Lieber Werner, auch ich war einst in Arkadien geboren“ — Onkel Emil pflegte sich gern in Zitat zu bewegen — „aber bei mir war das Dichten auch nur eine Kinderkrankheit, die jeder Jüngling in lockigem Haar“ — wieder ein Zitat! — „einmal durchmachen muß.“ — Solche Art der „Anerkennung“ trug natürlich nicht gerade dazu bei, Werner zu weiterem Schaffen zu ermuntern. Deshalb verschloß er seine lyrischen Gedichte und die Exposé seiner Dramen in seinem Schreibtisch; hier war sein eigenes Reich, hierhin drangen nicht die Blicke der profanen Welt.

Werner Griesebach war Student geworden. Er hüßelte; doch der Zuschuß von Hause war allzu knapp. Er reichte kaum, die Kolleggeelder zu bezahlen. In den ersten Semestern gab er Nachhilfestunden, aber es war nur ein kümmerliches Dasein, das er fristete. Gegen freien Mittagstisch gab er den ungesogeneren Sprößlingen eines Weinrestaurantenbesizers lateinische und griechische Nachhilfestunden.

Eines Tages fragte der Vater seiner Schüler den Studenten, ob er unter seiner Bekanntschaft jemand müßte, der für eine kleine Verlobungsfeier, die in seinem Lokal stattfinden sollte, eine Liebhaberaufführung und eine Festzeitung zusammenstellen könnte. Wohlwollend fügte er hinzu: „Der junge Mann kann viel Geld verdienen. Die Leute sind reich, und es kommt ihnen nicht darauf an, zweihundert Emmchen auszuwerfen.“

Eine Röte stieg in Werners Gesicht. „Zweihundert Mark?“ wiederholte er ungläubig. „Herr Kettler, ich glaube, ich weiß jemand, der das ausführen kann.“

„Gemacht“, lachte Herr Kettler jovial. „Schicken Sie mir den jungen Mann einmal her.“

Etwas verlegen lachte der junge Student. „Das wird wohl schlecht gehen“, meinte er.

„Warum? Soll ich ihm etwa ein Auto schicken?“ fragte Kettler.

„Nicht nötig“, erwiderte Werner Griesebach, rasch gefaßt, „der Goethe, den Sie brauchen, steht vor Ihnen.“

Herr Kettler mederte hell auf: „Sie sind der Dichter! Das habe ich bis heute gar nicht gewußt! Daß man so etwas den Menschen nicht gleich ansieht!“ Und dem jungen Mann auf die Schulter klopfend, fügte er hinzu: „Na, jeder auf seinem Gebiet! Wären Sie Küchenchef, so hätte ich Ihnen das sofort angesehen, beziehungsweise gerochen. Aber vom Reimschmieden habe ich ja keine Ahnung.“

Bereits am nächsten Tage konnte Werner den dichterischen Abschluß machen. Herr Kettler hatte den richtigen Griff getan: der Student Werner Griesebach riß durch seine Verse die Tischgesellschaft zu heller Begeisterung hin und konnte für sich außer dem vereinbarten Honorar noch ein Plus von fünfzig Mark buchen, die ihm der zukünftige Schwiegervater aus Freude über die gelungene Veranstaltung noch extra in die Westentasche steckte.

Sein Ruf als Dichter hatte sich bald herumgesprochen; bereits nach zwei Tagen erhielt er von Bekannten des Brautpaares eine zweite Bestellung, diesmal für eine Kindtaufe. Es waren zwar nur dreißig Mark. Ein weiterer Auftrag, der bald darauf einlief, brachte ihm aber wieder eine größere Summe.

Als Werner Griesebach Monatsbilanz machte, kam eine Summe von über sechshundert Mark heraus. Mit etwas gemischten Gefühlen betrachtete er diesen Mammon.

„Sonderbar, wenn der Magen satt wird, streift die Seele“, stellte er fest. „Für meine höhere Kunst haben die Leute nichts übrig.“ — Er öffnete die Schublade seines Schreibtisches und streichelte, wie eine Mutter ihr Kind, seine Manuskripte, die keiner haben wollte. Mit einer gewissen Wehmut, aber doch nicht mutlos sagte er: „Eure Stunde wird auch noch kommen.“

Werner Griesebach überlegte: „Die Welt ist nun einmal profaisch; deshalb liebt sie eben diese Poesie.“ Er dachte weiter: „Nachhilfestunden und Freitisch sind ganz nett; aber sie machen ziemlich viel Mühe, und satt wird man auch nicht immer dabei. Wenden wir die Sache!“

So kam er zu dem Entschluß, das so verheißungsvoll begonnene Werk weiter auszubauen und die Gelegenheitsdichtung zu industrialisieren. — Plötzlich aber kamen ihm neue Bedenken: „Gelegenheitsdichter Werner Griesebach!“ Das ging doch nicht an.

Rasch ein Pseudonym. Schnell entschlossen ließ er sich Visitenkarten drucken und inserierte auch in den Zeitungen unter seinem neuen Namen „Mois Lampe“.

An seiner Tür prangten von nun an zwei Schilder. Seine Wirtin schaute ihn groß an. Erst glaubte ihr ahnungsloses Gemüt, er wolle noch einen Freund bei sich beherbergen, und resolut machte sie ihn darauf aufmerksam, daß sie dies unter keinen Umständen dulden werde. Anfangs war Werner verblüfft; er verstand gar nicht, was die Frau damit bezweckte, bis sie schließlich auf die zwei Türschilder hinwies. Langsam begriff er, klärte das Mißverständnis auf. Nun war die Wirtin beruhigt; denn in dem neuen Beruf

ihres Mieters sah sie eine stärkere Finanzkraft. Und so etwas ist bei allen Wittinnen beliebt.

Berner Griesebach, alias Moïse Lampe, hatte Erfolg. Sogar Erfolg, daß er sogar von dem ersparten Gelde seinen Doktor mit Glanz bauen konnte. Seine Gelegenheitsdichtung brachte ihm so reichlich ein, daß er nicht darauf angewiesen war, sich einen anderen Brotberuf zu erwählen. Seine Mittel erlaubten ihm, sich ganz seiner eigentlichen dichterischen Muse zu widmen.

Aber sonderbar: was sein Herz und seinen Geist bewegte, dafür hatte die Menschheit nichts übrig. Seine lyrischen Werke wurden weiterhin als nicht zeitgemäß zurückgewiesen, und für seine Dramen fand sich kein Theater.

Aber die Bekanntschaften, die er in seiner Eigenschaft als Gelegenheitsdichter angeknüpft hatte, waren doch nicht fruchtlos geblieben. Viele Menschen lernte er auf diese Weise kennen, und nicht immer von der angenehmsten Seite. Innerlich amüsierte es ihn oft, wenn die „Kundschaft“ aus ihren Gefühlen, besonders der Verwandtschaft gegenüber, in seiner Gegenwart nicht den geringsten Hehl machte. Leidenschaft, kühle Berechnung, Intrigantentum, Affenliebe der Eltern zu ihren Kindern, menschliche Bosheit . . . es war oft ein merkwürdiges Konglomerat der Gefühle. Insofern war dieser neue Beruf nicht unergiebig. Moïse Lampe gewann somit auch künstlerisch. Die gewonnenen Eindrücke konnte er alle in seinem neuen Drama verwerten.

In dieser Zeit kam eines Tages nach vorheriger Rücksprache ein junger Mann, der sich zu verloben gedachte. In fünf Minuten wußte Moïse Lampe, wie es immer so üblich war, die ganze Lebensgeschichte.

Die Braut war die Tochter eines bekannten reichen Mannes, war, wie der „glückliche Bräutigam“ behauptete, nicht gerade bildschön, aber gut erzogen. „Herr Lampe“, fügte er noch hinzu, „ich habe eigentlich ein Mädchen lieb, das ist zum Fressen süß. Aber Sie wissen, sie ist arm. Doch bei der Liebe zum Geld wird sich wohl hoffentlich auch die Liebe zur Besitzerin des Geldes einstellen.“

Moïse Lampe, der sich noch seinen Idealismus bewahrt hatte, wollte zwar als höflicher Mann nicht widersprechen, aber innerlich empörte ihn die etwas sehr freimütige Art seines Gegenübers. — Er machte sich die nötigen Notizen und versprach die beste Ausführung. Leider fehlten seinem Auftraggeber einige Kleinigkeiten; er sagte ihm zu, er wolle ihm schriftlich das Näheres mitteilen. Als Anzahlung warf er ihm großzügig fünfzig Mark auf den Tisch, dann ging er.

Am nächsten Vormittag bereits kamen die Einzelheiten. Der Schluß des Briefes lautete:

„. . . also machen Sie die Sache gut. Mein kleiner Goldfisch muß mit reizenden Versen geködert werden.

Ihr“

Kurze Zeit später erschien eine junge Dame bei Moïse Lampe. Sie kam auf dasselbe Zeitungsinserat hin. Der Dichter, der sonst so kühl und nüchtern dahinlebte, war betroffen von der Anmut und dem Reiz, der von diesem entzückenden Geschöpf ausging. Nirgends ist es leichter, sich über die Familienverhältnisse zu orientieren, als bei einem Gelegenheitsdichter. So stellte es sich heraus, daß die junge Dame verlobt und ihrem Bräutigam in innigster Zuneigung zugetan war. Sie schwärmte von ihm, erzählte kleine sympathische Züge aus seinem Leben und wollte zu seinem Geburtstag, an dem gleichzeitig die Verlobung bekanntgegeben werden sollte, ihm ein goldenes Zigarettenetui mit einem schönen Gedicht überreichen.

Als sie nach dem Preise fragte, hätte Moïse am liebsten gesagt: „Für Sie umsonst!“

Er nannte die denkbar niedrigste Summe. „So wenig?“ fragte sie äußerst erstaunt. Moïse errötete wie ein Primaner und schaute sie mit verklärten Blicken an. Auch sie war etwas verlegen und wollte sich rasch verabschieden, um in zwei Tagen das bestellte Meisterwerk abzuholen.

In diesem Augenblick ertönte im Nebenzimmer das Telephon. „Einen Augenblick, bitte“, sagte Moïse entschuldigend und ging hin, den Apparat zu bedienen.

Die junge Dame war allein im Zimmer. Da fiel ihr Blick auf den kleinen Rauchtisch; hier lag ein Brief. Ein Brief auf gelbem Papier. Unwillkürlich, fast einem inneren Zwange folgend, trat sie näher. „Das ist doch . . . das

ist doch . . .“ Rasch überflog sie die Zeilen. Kein Irrtum war möglich; es war die Handschrift ihres Bräutigams. Als sie die letzten Zeilen las, erblaute sie. Sie taumelte.

„Also er? . . . Das ist keine Dieb! . . . Durch einen Zufall . . .“ In diesem Augenblick betrat der Gelegenheitsdichter Herr Moïse Lampe wieder das Zimmer.

„Verzeihen Sie bitte, gnädiges Fräulein; ich habe mich schon ganz kurz gefaßt.“ Plötzlich bemerkte er ihr verstörtes Aussehen. Besorgt fragte er: „Gnädiges Fräulein, was ist Ihnen?“

Sie lächelte gequält: „Ach, nur die Hitze; es ist ein klein bißchen heiß hier!“

Rasch verabschiedete sie sich. Erstaunt sah er ihr nach. Da war etwas nicht in Ordnung.

Draußen bestieg sie ihr Auto und überlegte: „Also er war auch da. Er hat diesem Mann den Brief geschrieben. Dieser Brief sagt mir alles.“

Stürmisch klopfte ihr Herz. „Der Sache muß ich auf den Grund gehen. Ich muß Herrn Lampe fragen; vielleicht kann der mir Auskunft geben.“

Sie hatte ein beherrschtes Wesen, und nach dieser furchtbaren Enttäuschung siegte plötzlich wieder der Verstand über ihr Herz.

Aber auch Lampe war bewegt, wenn auch ganz anderer Art. Noch nie hatte eine „Kundin“ einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Er empfand es als eine bittere Ironie, daß gerade er für den anderen — Glücklicheren — ein Liebesgedicht verfertigen sollte, wo doch sein Herz gleich auf den ersten Blick Feuer gefangen hatte. Mit Ungeduld sehnte er ihr Kommen herbei.

Sie kam schneller, als er dachte. Schon am nächsten Tage erschien sie, stellte sich ihm vor. Marion Böhmer hieß sie: Sie wollte sich unter allen Umständen Klarheit verschaffen. Die nächste Stunde bedeutete ihr Schicksal.

Geschickt, wie die Frauen nun einmal sind, besonders wenn es sich um Enttäuschungen für sie handelt, erfuhr sie von ihm in den nächsten Minuten alles, was sie wissen wollte.

Moïse Lampe hatte Mitleid mit ihr. Ihm tat das schöne Mädchen leid, das so aufgelöst in Tränen vor ihm saß.

Sie gab ihm ihr Wort, daß sie ihn nicht verraten werde, und — vor allen Dingen — er trug ja nicht die Schuld daran, daß ihre Blicke gerade auf die Zeilen ihres Bräutigams gefallen waren.

„Ich suchte das Glück“, sagte sie weinend, „aber das Schicksal hat mich noch im letzten Augenblick gewarnt. Und dafür, Herr Lampe, spreche ich Ihnen meinen besten Dank aus.“

Er suchte sie zu trösten und tat es mit so freundlichen Worten, daß Marion wirklich aufhörte.

„Es ist edel von Ihnen“, sagte sie, „daß Sie einer fremden Frau so viel Interesse entgegenbringen.“ Und sinnend setzte sie hinzu: „Ich habe gleich, als ich gestern hier eintrat, das Gefühl gehabt, als hätte ich es mit einem vornehmen Charakter zu tun. Und glauben Sie mir, Herr Lampe, man täuscht sich nicht in seinem ersten Blick.“

Moïse Lampe war verlegen. Fast unbeholfen gestand er, daß sie ihn nicht nur als Kundin, sondern auch als Mensch interessiert hätte.

Unmerklich hatte er ihre Hand ergriffen, und sie ließ es geschehen.

„Merkwürdig“, sagte sie plötzlich, „ich dachte mir immer einen Mann, der für andere Gedichte macht, ganz anders als Sie.“ Er lächelte.

Zwei Monate später fand zwischen Fräulein Marion Böhmer und Herrn Dr. Werner Griesebach, Gelegenheitsdichter a. D., die Verlobungsfeier statt. Die Tischrede hatte er allerdings dieses Mal selber verfaßt. Es war ein wirklich glückliches Paar, und es hatte bestimmt nicht den Anschein, als ob der Bräutigam sich die Braut nur als Goldfischlein genommen hätte.

Und noch mehr: was ihm, dem wirklichen Dichter nicht gelungen war, das erreichte mit großer Energie seine kleine Braut. Sie besaß einige Beziehungen zum Theater und zu Verlegern in ihrem näheren Bekanntenkreise. Und nachdem sich Verleger und Theaterdirektoren gefunden hatten,

stund ihm auch das richtige Publikum, das den Dichter zu würdigen verstand.

So hatte Alois Lampe dem Dichter Werner Griesebach zum Erfolge verholfen.

Duffel-Christian

Von Hjalmar Meidell

Im Keller des Hauses mir gegenüber wohnte eine arme Witwe mit ihrem einzigen Sohn Christian, einem Geisteskranken von etlichen dreißig Jahren. Wenn man ihn sah, mochte man ihn höchstens auf achtzehn schätzen, denn sein kindliches Gesicht war völlig hartlos und seine Figur schwächlich und knabenhaft.

Dieser Arme war das merkwürdigste Geschöpf unter Gottes Sonne: er hielt sich am liebsten an ganz kleine Kinder, und es war seine größte Freude, wenn man sie seiner Obhut anvertraute.

Leider hatte er nur selten Gelegenheit, Kinder mädchen zu spielen, zumal es immer um die Zeit sein mußte, wenn die großen Kinder in der Schule waren. Denn vor denen floh er, und mit Recht. Er war ihr Lieblingswild, und sie verstanden es, ihr Wild zu jagen, die kleinen Jäger.

Wenn seine Mutter vor ihrem Fenster Lachen und Schreien hörte, und einen Augenblick später ihr Sohn atemlos und am ganzen Leibe zitternd in den Keller stürmte und sich im finsternen Winkel verkroch, kam es mitunter wie Berserkerwut über sie.

Dann stürzte sie auf die Straße hinaus, und mit drohenden Geberden und schreiender Stimme entleerte sie eine wahre Flut von Schimpfworten über die verammelte Jugend. Das erhöhte natürlich den allgemeinen Jubel und war mit der Zeit zur unvermeidlichen Schlußszene der Tragikomödie geworden.

Ich sah eines Nachmittags am offenen Fenster. Eine halbe Stunde vorher hatte ich die Witwe mit einem Korb am Arm ausgehen sehen. Die Straße lag leer und still. Vor der Tür des Nachbarhauses zwitscherte ein Haufen Spazier, die sich um ein paar Brotkrumen sankten.

Plötzlich guckte der blonde Kopf Christians aus der Tür. Er hatte die Spazier erblickt, stand nun da und freute sich darüber. Weiter und weiter wagte er sich vor, während auf seinem Gesicht ein seliges Lächeln lag. Jetzt stand er dicht bei ihnen. Huch — waren sie fort. Er sah ihnen mit sehnsuchtsvollen Augen nach, und lauschend und vorsichtig wagte er sich ganz auf die Straße hinaus.

Jetzt ertönte aus der Ferne eine schrille Knabenstimme. Sofort zuckte er zusammen, machte sich so klein wie möglich und verschwand wieder durch die Kellertür. Da stand er eine ganze Weile, erschreckt und atemlos laufend. Aber als alles still und ruhig blieb, kam er wieder in der Tür zum Vorschein. Aermals schlüpfte er auf die Straße, um nach den zwitschernden Vögeln zu sehen. Die waren inzwischen weitergeflogen, und er folgte ihnen, zögernd, Schritt für Schritt. Zuletzt verschwand er um die Straßenecke.

Ich blieb am Fenster sitzen, während ich halbträumend eine Pfeife rauchte. Nach und nach entschwand die Wirklichkeit aus meinem Bewußtsein. Ich vergaß alles und fühlte nur die schöne Sonne, die sich in warmem Strom über mich ergoß.

Plötzlich gellte draußen ein vielstimmiges Geheul und riß mich aus meinem angenehmen Dämmerzustand. Augenblicklich fiel mir der arme Schwachsinrige wieder ein, und ich beugte mich hinaus, um nach ihm zu sehen. Die Straße war leer, aber aus einer Nebenstraße ertönten wilde Freudenschreie und Hohnlächler. Deutlich konnte ich den Ruf „Duffel-Christian“ unterscheiden.

Das Geheul kam näher und näher, und im nächsten Augenblick bog Christian in vollem Lauf um die Straßenecke, verfolgt von der ganzen männlichen Jugend des Viertels. Er stürmte auf das Nachbarhaus zu, um in die Haustür zu schlüpfen, aber die Verfolger errieten seine Absicht, und — eins, zwei, drei — hatten einige der größten Jungen ihm diesen Ausweg abgeschnitten.

Er starzte verloren um sich, und sein Gesicht verzog sich zum Weinen. Seine Peiniger hatten ihn jetzt erreicht und begannen ihr Werk. Einer zog ihm am Haar, einer an den Kleidern, ein dritter am Ohr. Und die höhnischen Zurufe hagelten nur so:

„Kannst du bis vier zählen, Duffel-Christian?“
„Duffel-Christian! Ist es wahr, daß deine Mutter dir die Hoseln zuknöpfen muß?“

„Wie alt bist du, Großväterchen?“
Jeder Zuruß wurde mit jubelnden Lachsalven begrüßt. Ich beugte mich zum Fenster hinaus, um ihn zu verteidigen. Aber plötzlich nahm er einen Anlauf, durchbrach den Haufen und rannte die Straße entlang. Alle Zungen hinterdrein.

In den Fenstern kam hier und da ein lächelndes Gesicht zum Vorschein. Man zuckte die Achseln und schien mit den Augen einander zu sagen:

„Ach, es sind bloß die Kinder und Duffel-Christian!“
Man war diese Auftritte so gewohnt, und sie hatten ja nichts zu bedeuten!

Die Gestalt des Schutzmans tauchte weit hinten an einer Straßenecke auf. Er guckte gleichgültig hin — und verschwand.

Ja — da kam der schreiende Zug in vollem Lauf zurück, Christian an der Spitze. Auch diesmal wurde ihm der Weg zum schützenden Heim abgeschnitten. Er lief wieder weiter, aber mit unsicheren Schritten. Bald mußte er stehenbleiben und lehnte sich atemlos an eine Hauswand. Aber seine Qualgeister gönnten ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Mit Triumphgeheul stürzten sich die eifrigsten von ihnen auf ihre Beute.

Im höchsten Grade empört, beugte ich mich aus dem Fenster, soweit ich konnte, und rief:

„Wollt ihr wohl augenblicklich den Aermsten in Frieden lassen, ihr Teufelsbrut!“

Aber sie waren zu sehr außer Reichweite, als daß sie meinen Zorn zu fürchten brauchten. Und plötzlich, noch bevor ich zu einem Entschluß gekommen war, hörte ich Christian einen sonderbaren Schrei ausstoßen. Ich sah ihn den Haufen durchbrechen und nach der Kellertür seines Hauses springen. Diesmal hatte er soviel Vorprung, daß ihm die Rettung sicher zu sein schien. Er war ohne Mühe. Die hatte einer der Jungen ihm fortgenommen. Es waren nur noch wenige Schritte bis zur Tür. Da warf der Junge die Mühe nach ihm. Sie fiel ihm gerade vor die Füße. Er stolperte darüber und stürzte. Seine Schläfe schlug gegen die scharfe Kante der Bordschwelle.

Ein Jubelschrei. Im selben Augenblick hatten die Verfolger ihr Wild eingeholt. Aber das machte keinen Versuch mehr, ihnen zu entfliehen. Eine einzige, krampfartige Zuckung ging durch Christians schwächlichem Körper, dann rührte er sich nicht mehr. Aber neben seinem Kopf begann sich das Pflaster rotzufärben.

Vier Tage später gab der arme Idiot wieder Anlaß zu einem Auflauf, — diesmal dem letzten. Man hob seinen Sarg auf den Leichenwagen, und das kleine Gefolge von acht bis zehn Personen schloß sich an. Ich war der letzte im Zuge.

Rundherum sah ich all die bekannten Knabengesichter, alle Qualgeister Christians, aber auf keinem einzigen Gesicht las ich etwas wie Reue oder Trauer: nur leere Neugier und offenkundige Geringschätzung.

Und diesen Empfindungen gaben zwei kleine Mädchen, die am Straßenrand standen, beredten Ausdruck:

„Ach nein, ach nein, was für ein armlischer Leichenwagen! Und fast gar keine Blumen auf dem Sarg! Und fast gar keine Menschen im Gefolge!“

„Na, dafür ist es doch auch bloß Duffel-Christian, den sie begraben!“

Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Kaum waren wir um die Ecke in eine Seitenstraße eingebogen, als ich schon wieder das Lachen und Zohlen der in ihrem Spiel unterbrochenen Kinder aus Christians Straße hörte.

So schlugen die Wellen des Lebens über ihm und hinter ihm zusammen und löschten jede Spur seines Weges aus.

Berechtigte Uebertragung aus dem Norwegischen.

~~~~~

Zum Licht empor mit klarem Blick!  
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück,  
Ein frohes Hoffen, kühnes Streben  
Und schnelles Handeln auch daneben —  
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel,  
Wer Großes will, erreicht auch viel!

(Paul Lindenberg.)

# Die Freude der Einsamen

Von Marie Gerbrandt

Mit ihren mühseligen Schrittschritten strebte Fräulein Johanna Frank der Haltestelle des Omnibus zu. Sie hätte es bequemer gehabt, vor ihrer Tür die Elektrische zu nehmen, aber das kostete Umsteigen, fünf Pfennige mehr, und ihre Rente war knapp. Erübrigte sie ein paar Pfennige über das Notwendigste hinaus, so wußte sie bessere Verwendung dafür. Dort vor dem „Bierstübli“, wo an der Ecke die Pumpe stand, hielten fast immer Lastfuhrwerke — die müden Gäule ließen die Köpfe hängen, während ihre Herren drinnen einen Zug taten und manchmal das Wiederkommen vergaßen. Träumten sie von besonnenen Wiesen, auf denen sie ihre Jugend verbracht hatten — vom warmen Stall, in dem sie ruhen konnten — oder waren sie ganz stumpf, ganz ausgepumpt, keiner Empfindung mehr fähig? O nein, da hob sich ein Kopf bei Fräulein Johannas Annäherung — noch einer — schon nahmen behutsame Lippen ein Stückchen Zucker von der flachen Hand der alten Dame, und erloschene Augen funkelten auf, gebeugte Nacken streckten sich: eine Woge von Freude schlug über die müden Geschöpfe hin und belebte sie noch, als Fräulein Johanna bereits um die Ecke gebogen und ihren Augen entschwunden war.

Es war schon Abend, als die alte Dame zurückkehrte. Auch über ihr Herz war eine Freudenwelle gegangen. Die Kinder der Nichte, bei der sie einen Besuch gemacht, hatten bei ihrem Eintritt gejubelt, hatten ihr tausenderlei zu erzählen gehabt, und ein oder der andere kleine Körper war stets an sie geschmiegt gewesen. Sie hatte gefühlt, daß sie hier geliebt wurde, und wenn ihr auch keins der holden Kleinen gehörte, sie konnte ihnen doch Freude machen und sich an ihnen erquicken. Fräulein Johanna war ja so unsagbar einsam in ihrem bescheidenen Heim, da die oberflächlichen Gespräche mit Bekannten, so freundlich sie ihnen standhielt, nicht in sie eindringen. Die hatten ja auch alle ihren Familienkreis, der ihnen wichtiger war — sie hatte niemand, niemand. Gern hätte sie ein Hündchen besessen, aber die Steuer schreckte sie ab. Eine Katze muß zeitweise ins Freie, dann kehrt sie manchmal nicht wieder und wird bösen Jungen und Hunden eine wehrlose Beute. Nein, schon lieber die Einsamkeit tragen, als ein an Viebe gewöhntes Tier verlieren. — Doch jetzt mußte man aufpassen, es ging über die Straße!

Fräulein Johanna war ihrer Augen nicht mehr ganz sicher. Sie spähte nach recht — nach links: jetzt ging es wohl schnell. Hier auf der Ecke hielt ein riesiges Möbelauto, dessen Schutz konnte man ausnuhen. Sie wagte sich auf die Straße, an dem Auto vorbei — hörte in demselben Augenblick grobe Zurufe und sah sich, schreckdurchbebt, vor einem andern Gefährt, das bereits in die Straße eingebogen war, und das ihr der Möbelwagen verdeckt hatte. Sie hätte schon unter den Hufen des Gespannes gelegen, aber dieses bäumte sich hoch auf und balancierte auf den Hinterfüßen trotz der zornigen Schimpfreden seines Kutshäfers. Erst als die alte Dame entwischt war, setzten die Gäule ihre Vorderhufe nieder und schickten sich zur gewohnten Gangart an.

„Na, Sie haben Glück!“ rief ihr der Fahrer zu, der Johanna jetzt erst bemerkte, während er an ihr vorüberglitt, „hätten die Biester nicht den Wagen aufgehalten —“

„Sagen Sie nicht Biester!“ rief die alte Dame, ihr sonst schwüchternes Stimmchen zu hellem Klange erhebend, „sie haben mir das Leben gerettet — ich möchte ihnen ein Stückchen Zucker —“

Sie hörte ein gutmütiges Lachen, das ihr sagte, der Mann habe sie verstanden. Er hielt nicht an, aber er schwenkte die Peitsche nach ihr hin als Abschiedsgruß.

## Allerlei Heiteres

### Deutliche Lektion.

Entsetzen der Tischgesellschaft. Der ungeschliffene Gast bindet sich die Serviette um den Hals.

Aber der Hausherr gibt ihm eine Lektion. Er nähert sich dem Gast von rückwärts und fragt höflich:

„Kastieren, mein Herr!“

### Wint mit dem Baumfahl.

Er: „Ehen werden im Himmel geschlossen! Das alte Sprichwort ist immer noch wahr!“

Sie: „Ja, leider, wenn sich jeder so lange befindet wie Sie, ist das übrigens kein Wunder!“

Ein Landmann fährt abends ohne brennende Laterne.

Polizist: „He, Sie! Sie müssen die Laterne anstecken!“

„Oh, nee, Bobby, das wäre doch schade ums Geld! Mein Pferd ist blind!“

### Dann allerdings

„Die Base kommt mir so neu vor, und die soll aus Pompeji stammen?“

„Ja, aus den letzten Tagen von Pompeji!“

### Rechte Rettung

„Unerhört! Sie laden mich zu einer Flasche Wein ein und dann versuchen Sie, mich anzupumpen! Ich kann Ihren Wunsch wirklich nicht erfüllen!“

„Dann bezahlen Sie wenigstens die Flasche Wein!“

### Bedeutende Lektüre

„Ich lese ein Buch, das einen großen Einfluß auf unser eheliches Glück haben wird!“

Worauf er leuzend antwortet: „Wahrscheinlich ein Kochbuch!“

### Zoologie

Im Zoo: „Was is'n das, Bata?“

„Das is'n Lama!“

„Aber der hinkt ja gar nich?“

## Rätselecke

### Streich-Rätsel.

Aus den 18 Wörtern:

Walter Miene Weichsel Sohle Rand Maus Nacht Mahl  
Stichel Leiste Raum Frank Biber Maie Riegel Stand  
Diener Gain

Soll durch Streichen je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden, während die ausgestrichenen Buchstaben, aneinandergereiht, eine liebe Beschäftigung der gegenwärtigen Zeit ergeben.

### Magisches Kreuz- und Quertwort-Rätsel.

|     |   |    |    |    |    |    |    |
|-----|---|----|----|----|----|----|----|
| 1 A | 2 | 3  | 4  | 5  | 6  | 7  | 8  |
| 2   |   |    |    |    | 9  |    |    |
| 3   |   |    |    | 10 |    |    |    |
| 4   |   |    |    | 11 |    |    |    |
|     |   |    | 12 |    |    |    |    |
| 5   |   | 10 | 11 |    | 13 |    | 14 |
| 6   | 9 |    |    | 13 |    | 15 |    |
| 7   |   |    |    | 15 |    |    |    |
| 8   |   |    |    | 14 |    |    | B  |

Die Wörter bedeuten:

a): Von links nach rechts und b): Von oben nach unten: 1. Scharfer Schlag, 2. Biblischer Verräter, 3. Andere Bezeichnung für Paradies, 4. Kirchenstraße, 5. Haustier, 6. Weiblicher Personenname, 7. Muße, 8. Erquickung, 9. Papageienart, 10a. Gangart des Pferdes, 10b. Grasplatz, 11. Teilzahlung, 12. Tierisches Produkt, 13. Name des letzten Ostgotenkönigs, 14. Baumbestand, 15. Nebenfluß des Rheins.

Die diagonale A—B nennt einen jüngst verstorbenen Ozeanflieger.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Zahlen-Rätsel: Nikolaus.

Magisches Kreuz- und Quertwort-Rätsel: a): Von links nach rechts und b): Von oben nach unten: 1. Dose, 2. Sparathen, 3. Sah, 4. Erze, 5a. Silo, 5b. Steg, 6. Ihle, 7. Leer, 8. Onno, 9. Elen, 10. Gero, 11. Eren, 12. Riga, 14. Eger, 15. Narr. — Die diagonale A—B Officier.